



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau, Brusque, Florianopolis, Hammonia, Itoupava, Pomerode, Quadro-Braco do Norte, Cheresopolis, Santa Thereza, Imbo in Santa Catharina; Iapa in Paraná, Santos, São Paulo, Rio Claro, Campinas in São Paulo; Juiz de Fora in Minas Geraes; California, Leopoldino I in Espirito Santo; Rio de Janeiro, Petropolis in Rio de Janeiro. Der Christenbote erscheint Anfang jedes Monats und kostet in Santa Catharina 1\$000, in Mittel-Brasilien 1\$200. Der Bezugspreis ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

9. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1916.

Nr. 1

Bezugseinladung und Bitte um Bezahlung der Blattgebühr.

Mit dieser Nummer beginnt ein neuer Jahrgang des „Christenboten“. Es würde die Schriftleitung freuen, wenn das Blatt noch weiteren Eingang fände in die deutsch-evangelischen Häuser in Santa Catharina und in Mittelbrasilien, um die Gemeinden in deutschkirchlichen Sinne zu erbauen und zu unterrichten.

Gleichzeitig wird gebeten, die rückständige Blattgebühr für 1915 überall an die Pfarrämter und Agenten zu zahlen.

Die Schriftleitung.

Zum neuen Jahre.

1. Thessalonicher 5,23: Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist samt Seele und Leib müsse bewahrt werden, unsträflich auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi.

Wie heimlicher Weise
Ein Englein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen
Ein heilig Willkommen!
Ein heilig Willkommen,
Herz, jauchze du mit! —

So hat das Neujahrsfest einmal ein deutscher Dichter begrüßt. Wie ein Englein — leise, unmerkbar kommt das neue Jahr, man kann es an äußeren Zeichen nicht unterscheiden, es regnen nicht Sterne vom Himmel, es flammen nicht unirdische Dichter, das neue Jahr zu begrüßen. Und doch ist es ein neues Jahr geworden, ein neuer Lebensabschnitt hat angefangen, und für uns Menschen alle erhob sich die Frage: was bringt es uns, was wird es uns sein? —

Was brachte uns das vergangene Jahr? — Blut und Tränen dem einen, Gewinn und Ehre dem anderen. — Mit Kampf hat es begonnen, in Kampf geht es unter. Und noch ist kein Ende abzusehen, und alle, die Söhne, Brüder, Freunde im Kampfe wissen, sehen in Zukunft ins neue Jahr hinein. Aber auch die vielen, vielen, die hier aufgewachsen, keinen mehr im Kampfe haben, der ihnen nahe steht, sie alle sorgen mit um Deutschlands Sein und Ergehen. Und wer um Deutschland nicht zu sorgen brauchte, und nicht um solche, die ihm nahe stehen, er sorgt doch um sich selbst, er fragt doch nach dem eigenen Schicksal: Was mag das neue Jahr uns bringen: Glück oder Unglück, Gelingen oder Verderben, Leben oder Tod? —

Und doch gibt es eine Frage, die tausendmal wichtiger ist,

und die nicht alle sich zu stellen geneigt sind. Nicht: wie wird's mir ergehen?, sondern: wie werde ich sein?

Das ist eine Fragestellung, die manchem unbequem erscheinen mag. — Es ist ja namentlich dann, wenn uns etwas mißlingt, so sehr viel einfacher und leichter, unser Unglück anzulagen, statt bei uns selbst die Schuld zu suchen. Und doch ist es Wahrheit, daß wir unseres Schicksals Schmiede sind. Wir müssen unser Schicksal zwingen, stärker sein als alles, was Welt und Menschen an uns herantragen. Wir müssen unsern Willen, unsere Auffassung von Recht und Unrecht auch dann behaupten, wenn tausend und abertausend unübersteigliche Hindernisse uns zu hemmen drohen. Freilich werden wir scheinbar oft unterliegen, die Welt wird gerade diejenigen, die sich ihr nicht bedingungslos einfügen, niederzuringen versuchen, wie sie ihresgleichen von jeher verfolgt hat. —

Aber das darf nicht schreden. Es muß nur der, welcher den Weg seines Gewissens zu gehen wagt, zum Kampf mit der Welt gerüstet sein. Und solche Rüstung, die nennen wir Heiligung. Erfüllung mit Gottesgedanken, daß wir durch und durch Gott angehörig seien, daß in uns das Bewußtsein auflebe, wir sind schon hier, in der Zeit, der Ewigkeit, der Zukunft Jesu Christi, bestimmt: das muß uns gegeben werden, das müssen wir uns erbitten und wünschen zum neuen Jahr.

Wenn der Beginn des neuen Jahres nur ein Tag zu ausgelassenem Jubel ist, und ebenso, wer nur in fassungslosem Schmerz beklagt und beweint, was ihm genommen ward, der geht ins neue Jahr hinein, ohne die Kraft zu ertragen, sich zu behaupten und zu gewinnen. Es mag ihm manches gelingen, er bleibt doch immer ein Schleppenträger derer, die um ihn sind. Wir wollen stark sein, das ist unsere Pflicht und unsere Ehre, und dazu macht uns nur einer: der Herr, der uns heiligt und mit seinem Geiste erfüllt. Gott, der Herr gebe ihn uns, Gott, der Herr heilige uns, daß wir im Kampf und Not den Frieden haben, daß wir mit Leib und Seele zu ihm stehen, bis wir bei ihm sind! —

In ihm sei's begonnen
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du rate,
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei Alles gelegt! Amen.

Das 75jährige Jubiläum der deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika

Am 15. Oktober 1915 hat die Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika das Fest ihres 75jährigen Bestehens

gefeiert. Wir entnehmen dem „Friedensboten“, dem wöchentlich erscheinenden Kirchenblatte dieser uns geistig verwandten und nahestehenden Kirchengemeinschaft, folgende Angaben:

Vor 75 Jahren waren sechs Pastoren im Gravois-Settlement beisammen. Diese, mit zwei später hinzugekommenen, waren Gründer und Glieder des Kirchenvereins. Der offizielle Name des neu gegründeten Vereins war: „Deutscher Evangelischer Kirchenverein des Westens“. Das Versammlungslokal bildete ein Blotckirchlein. Gegenwärtig besteht die Synode aus 1095 Pastoren, etwa 1400 Gemeinden und Filialen und 30 Gemeindefullehrern. Im statistischen Bericht für das Jahr 1914 sind 1236 Kirchen verzeichnet. Dem Kirchenkörper gehören Lehranstalten, Waisenhäuser, Diakonissenanstalten usw. Im fernen Indien wird von ihm eine Mission unterhalten. Aus dem „Kirchenverein des Westens“ wurde eine „Evangelische Synode des Westens“. Dieser Name deckte bei dem Wachstum der Synode bald nicht mehr den Umfang und wurde in „Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika“ umgewandelt und schon wieder deckt er den Tatbestand nicht mehr genügend. Der Berichtstatter, an den wir uns halten, bekennet fröhlich: „Der Herr hat Großes an uns getan“. Ebenso wie bei unsern deutsch-evangelischen Gemeinden in Santa Catharina und in den Nachbarstaaten haben besonders in der ersten Zeit christliche Sendboten aus Barmen und Basel in den Gemeinden der jetzigen Synode von Nordamerika gewirkt. Jetzt ist jener Kirchenkörper schon viel weiter und steht bereits ganz anders auf eignen Füßen, indem er seine Pfarrer, die er benötigt, in eignen Lehranstalten ausbildet.

So bedarf es bei der Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika auch nicht eines Anschlusses an eine größere Kirche wie bei unsern Gemeinden, die an die preussische Landeskirche der älteren Provinzen angeschlossen sind. Sie ist auch so lebensfähig. Der Geist jener Synode ist jedoch der gleiche, wie der Geist der preussischen Landeskirche. Das gilt vornehmlich von dem Bekenntnisstande. Die Väter der Synode haben nicht das Unmögliche versucht, nämlich eine dogmatische Vereinigung der Unterscheidungslehren der lutherischen und reformierten Kirche. Ihnen genügte das Wort „Evangelisch“, die Evangelische Kirche als Kirche der Union wollten sie zur Darstellung bringen. Vor allem aber wollten sie den kirchlich nicht versorgten Einwanderern aus dem deutschen Vaterlande das reine, lautere Evangelium von Christo vermitteln und keine tremenden Schranken. So ist im Prinzip jene Synode mit der preussischen Landeskirche einig und kann mit Recht als ihre Tochter bezeichnet werden. Außer der einen Kollekte, welche auf Anordnung des preussischen Oberkirchenrates in der Gründungszeit der Synode erhoben wurde, hat der Oberkirchenrat der preussischen Landeskirche die Evangelische Synode im Jahre 1898 offiziell eingeladen, sich bei der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem zu beteiligen. Die Synode entsandte zu diesem Zwecke einen Vertreter. Damit ist sie als Tochter der preussischen Landeskirche anerkannt worden. Im übrigen aber hat man sich herzlich wenig um die Synode bekümmert. Sie konnte alles nach ihren Wünschen und Bedürfnissen gestalten, was, wie der Berichtstatter von seiner Synode meint, gewiß sehr gut war.

Natürlich hat es wie es ja nicht anders sein kann, der Synode nicht an Gegnern und Feinden gefehlt. Den einen war sie nicht bekennnistreu genug. Andern, Verächter der Kirche überhaupt, hatten anderes an ihr auszusehen. Die Religionspötker waren und sind in Nordamerika grade unter den Deutschen sehr zahlreich. Gegenüber den anderen Völkern hat die Synode die Ehre des deutsch-christlichen Namens verteidigt. Gegenüber der englischen Christenheit hat sie die Güter des deutschen Christentums festgehalten. Und dies ist weiter ihre Aufgabe, wenn auch die heranwachsende Jugend nicht immer mehr Deutsch versteht, sodaß vielfach englisch gepredigt werden muß. Ein Mangel der Synode scheint mir die geringe Zahl der Gemeindefullehrer zu sein, nach obiger Statistik nur 30 gegenüber 1095 Pastoren.

Aber trotzdem freut jetzt im großen Weltkriege jeden im Herzen deutschgesinnten Leser des „Friedensboten“ die feste Haltung und ihr Eintreten für Deutschland, zum allermindesten seine klare Einsicht für Deutschlands gerechte Sache. Mit aller nur wünschenswerten Schärfe wird die Munitions- und Waffenlieferung vieler amerikanischen Fabriken verurteilt. Auf den Widerspruch: Für den Frieden beten und den Krieg durch Beihilfe verlängern wird mit erfreulicher Deutlichkeit hingewiesen. So wird das schöne Erbe deutschen Christentums, das durch nichts so beleidigt wird als durch Heuchelei, mutig bewahrt.

Und dabei vertreten ja diese evangelischen Deutschamerikaner auch nur die Belange ihres neuen Heimatlandes, während sich weite Kreise der englisch redenden Bevölkerung in eine der Ver. Staaten von Nordamerika unwürdige Abhängigkeit von England begeben haben. Selbstverständlich beteiligt sich die Deutsch-evangelische Synode an der von Nordamerika ausgehenden Friedensbewegung. Aber es wird ihr sehr schwer gemacht, mit ganzen Herzen eifrig mitzuarbeiten, da diese so gerühmte Bewegung vielfach ihre Spitze allein gegen Deutschland gerichtet hat und England günstig gesonnen ist. Sie will dauernden Frieden, aber nur nach endgültigem Siege Englands. So ist sie mit gleichend frommen Gesicht weniger eine Tochter des Himmels als vielmehr ein sogenannter Wechselbalg und Sprößling der Hölle. In diesen aufgeregten Zeitläufen hat die deutsch-amerikanische Synode ihr 75jähriges Jubiläum gefeiert. Nach den hier vorliegenden Festberichten müssen die Feiern sehr schön verlaufen sein. Es ist zu glauben, daß viel Segen in die deutsch-evangelischen Gemeinden Nordamerikas geflossen ist. Dazu sind Jubiläumsfeiern da. Zahlreiche Glückwünsche hat die Synode von allen Seiten erhalten. So hat auch Herr Pfarrer Gabler, Itoupava, als Vorsitzender im Namen des Evangelischen Gemeindeverbandes von Santa Catharina eine schriftliche Begrüßung entsandt. Auch der „Christenbote“ bringt nachträglich seine Glückwünsche dar und grüßt insbesondere den „Friedensboten“ in Nordamerika. R.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Badenfurt, aber auch für sämtliche andern deutsch-evangelischen Gemeinden Brasiliens von Belang.

Schon wieder einmal nach kurzer Zeit haben christliche Priester aus Asien unsere Gemeinde aufgesucht, um hier für ein zu gründendes Waisenhaus in ihrer Heimat Gelder zu sammeln. Wie ich aus ihren Listen gesehen habe, ist ihnen trotz aller vorhergehenden Warnungen wieder gegeben worden. Im Pfarrhause Badenfurt hat während der Abwesenheit des Pfarrers das Dienstmädchen sich durch ihre Bitten rühren lassen. Als jene dann wiederkamen, erhielten sie von dem Pfarrer selbst keinen Binten und auch keine schriftliche Empfehlung, woran ihnen offenbar noch viel mehr gelegen war, als an einer Gabe. Ist das Verhalten des Pfarrers unchristlich? Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit schreibe ich an dieser Stelle schon zum dritten Male über diese Frage. Ich hätte das vorher sicherlich nicht für nötig gehalten. Meine früheren Bemerkungen und Ausführungen scheinen aber doch keinen großen Erfolg gehabt zu haben. Zu meinem Leidwesen mußte ich sehen, daß sich sogar von mir sonst in jeder Weise geschätzte Amtsbrüder haben bewegen lassen, ihren Namen zu einer Bescheinigung und Beglaubigung für jene priesterlichen Sammler herzugeben.

Es liegt mir nun fern, ich sehe mich auch außer Stande, die Glaubwürdigkeit und die Vertrauenswürdigkeit, der jetzt wieder bei uns umherziehenden christlichen Priester nachzuprüfen und darüber ein maßgebendes Urteil zu fällen. Sie behaupteten diesmal halbdänsche Christen zu sein. Ich fühle mich nicht als Gegner und Feind der christlichen Kirchengemeinschaft, der sie angehören wollen. Ich gönne ihren Waisenkindern auch jede Unterstützung. Daß deren Not jetzt groß sein wird, wo ihr Heimatland, die Türkei an dem Weltkriege beteiligt ist, glaube ich gern. Mein Mitgefühl haben sie völlig. Doch ist mein Verstand dagegen, den Sammlern Geld zu geben. Und ich bin der Meinung, daß in diesem Punkte nicht das warme Gefühl, sondern die kühle Vernunft und die kalte Berechnung die Oberhand behalten muß.

Ich wiederhole hier zum Teil meine großen Bedenken, denen ich bereits im Christenboten Ausdruck gegeben habe. Jeder, der die Verhältnisse in unserem Lande auch nur einigermaßen kennt, weiß wie teuer in Brasilien das Reisen ist. Außergewöhnlich hoch sind zudem in diesen Tagen die Kosten für eine Fahrt über das weite Weltmeer. Dabei pflegen meistens zwei Sammler zusammen zu reisen. Dadurch werden die Spesen verdoppelt. In diesem Falle sind sogar 4 zusammen gesehen worden. Die zwei Priester, die in meinem Hause waren, machten bei ihren Reden gar kein Hehl daraus, daß sie gerade in unsern deutschen Gemeinden auf Gaben rechnen und hier gerade Geld erhalten. In Kolonien, wo Italiener z. B. wohnen, finden sie viel weniger Entgegenkommen. Also, wenn sie auch in deutschen Gegenden einmal größere Ueberschüsse behalten, so müssen sie diese an anderen Plätzen wieder aus-

geben für ihren Lebensunterhalt und ihr Weiterkommen. In Wirklichkeit bezahlt also der Spender einer milden Gabe für ein christliches Liebeswerk mehr oder weniger den Sammlern die Reise und diese leben während vieler Wochen und Monate ohne jede Gegenleistung auf anderer Leute Kosten. Und sie machen keineswegs den Eindruck, als ob sie dabei ein schlechtes Auskommen hätten.

Aber die Sammler haben doch viele Ausweispapiere von türkischen und deutschen Konsulaten mit Unterschriften und amtlichen Stempeln versehen. Ebenso zeigten sie verschiedene Scheine vor, die die Namensunterschrift von im Amte stehenden Geistlichen und die Insignien der Kirchengemeinden tragen.

Einmal hat doch gerade dieser Weltkrieg wieder gezeigt, daß es für jeden der will, und dem es auf eine Bestechungssumme nicht ankommt, man kann fast sagen, die leichteste Sache von der Welt ist, sich falsche Papiere zu verschaffen. Auch wo die sogenannten Ausweispapiere echt sind, was besagen sie meistens, doch nichts anders als daß der und der, der vorgeht so und so zu heißen, sich auf dem oder dem Konsulate vorgestellt hat. Es handelt sich niemals um eine Prüfung auf Herz und Nieren. Juristisch, das heißt nach den Rechtsbestimmungen, ist alles in Ordnung, moralisch, sittlich ist kein Urteil gefällt. Leider werden die vorsichtig abgewogenen Sätze der Behörden, mit ihren einschränkenden Klauseln von der großen Menge gewöhnlicher Sterblicher nicht verstanden. Die meisten lesen aus den Papieren etwas heraus, was streng genommen gar nicht drin steht. Es tut mir leid, sehen zu müssen, daß auch manche Pfarrämter von den weltlichen Behörden, den im letzten und tiefsten Grunde nichts sagenden Stil des Ausweises angenommen haben. Was bei einem Konsulat, bei einem auswärtigen Amt oder dergleichen völlig in der Ordnung, wogegen nichts einzuwenden ist, ist noch lange nicht für ein Pfarramt angemessen. Die Konsulate sind durch das Gesetz zu solchen Ausweisen mehr oder weniger verpflichtet. Einen Pfarrer kann niemand dazu zwingen. Von ihm können nur seine Gemeindeglieder eine kirchliche Bescheinigung verlangen, daß sie ihren kirchlichen Verpflichtungen nachgekommen sind und sich bisher nicht gegen die kirchlichen Ordnungen verstoßen haben. Aber auch über den Charakter eines Menschen, über seine dauernden, sittlichen Eigenschaften, kann kein Pfarrer mit allen Kirchenregeln jemals etwas bestätigen. Geschweige, eine Gewähr für die Zukunft in allen Fällen kann er niemals geben. Welcher sittlichen Gefahr sind nun aber umherreisende Geldsammler ohne jede ordnungsmäßige, sichere Aufsicht ausgesetzt? Wir Christen kennen doch alle die Lehre von der Erbsünde. Aus christlicher Nächstenliebe sollten wir solchen frei umherreisenden Sammlern keinen Binkem anvertrauen. Wir beten doch alle in der sechsten Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! Jeder, der recht betet und die Gefahr kennt, sollte daraus den naheliegenden Schluß ziehen: Führe auch deinen Nächsten nicht in Versuchung. Es wäre viel für die Gesundheit und das Ansehen der christlichen Kirche gewonnen, wenn solche Sammlungen, wie die der umherreisenden christlichen, asiatischen Priester völlig unterblieben und durch der Widerstand der christlichen Gemeinden unmöglich wären.

Es ist gewiß ein gutes Zeichen, wenn die Unterschrift eines Pfarrers noch solchen Eindruck auf unsere Gemeindeglieder macht, daß sie einem damit ausgerüsteten Sammler sofort unbedingtes Vertrauen schenken, wenn das aber so bleiben soll, müssen wir Geistlichen damit sehr vorsichtig sein und lieber einmal, wo wir nicht ganz sicher sind, unseren Namen verweigern, als ihn irgendwie mit einer unsicheren Sache auch nur in entfernteste Beziehung zu bringen. Einer weltlichen Behörde tut es weiter keinen großen Abbruch, wenn mit ihr einmal Mißbrauch getrieben wird. Das kirchliche Amt erleidet darunter unendlichen Schaden, denn es ist wie kein zweites auf das Vertrauen gegründet. Es steht und fällt, wenn man Anlaß hat, seine Glaubwürdigkeit in irgend einer Weise auch nur anzuzweifeln.

Ich habe an dieser Stelle bereits auf das scheinbar überängstliche Verhalten des Apostels Paulus in Sachen einer Steuer für die arme Gemeinde zu Jerusalem hingewiesen. Durch eine üble Nachrede auch nur sah er die Wirkung seiner Predigt, sein Apostolat gefährdet. Er zog sich nicht auf sein eigenes gutes Gewissen zurück. Diese Vorsicht hat sich auch später in der jungen christlichen Kirche fortgepflanzt. Aus der nachapostolischen Zeit gibt es überraschend viele Beweise, wie man sich hier durch allerlei Bestimmungen und Maßregeln

gegen Betrügereien, gegen schändliche Ausnützung der christlichen Liebestätigkeit und des neu geweckten christlichen Liebes sinnes, der Hilfsbereitschaft für Notleidende u. besonders für arme Reisende zu schützen suchte. Gerade zu diesem Zwecke wurde schon früh das Amt der Bischöfe gegründet. Nach der Ansicht vieler Gelehrter sind die Bischöfe, bevor sie später auch das Lehramt übernahmen und so Nachfolger der Apostel wurden, Verwalter und Aufseher der christlichen Gemeindefassen und namentlich der Hilfskasse zum Besten der Armen gewesen, für die in jedem christlichen Gottesdienst gesammelt wurde. In der ersten christlichen Begeisterung hat sich manch einer die Notwendigkeit und Würde dieses Amtes kaum träumen lassen. Man hat es gering geschätzt, wie auch aus den Briefen des Apostel Paulus zu ersehen ist. Zungenreden, Wunderheilen, Weissagen hielt man zuerst für wichtiger. Aus der ersten Zeit der jungen christlichen Kirche haben wir auch dafür ein Zeugnis von heidnischer Seite. Einer der ersten heidnischen Schriftsteller, der sich mit der Christenheit beschäftigt, und dessen Angriffe uns erhalten sind, ist der Spötter Lucian. Er geißelt in seinen Schriften, die mannigfachen Lächerlichkeiten seiner Zeit. Da kommt er auch auf eine Schwäche der christlichen Kirche und schildert das Leben eines umherreisenden Betrügers des Peregrinus Proteus. Dieser kommt auf seinen bewegten Wanderfahrten auch mit den Christen zusammen, schwindelt ihnen alles Mögliche vor, läßt sich von ihnen ernähren und gut nähren, es dauert lange bis er entlarvt wird. Die Christen werden als „sehr gut“ hingestellt, aber man pflegt zu sagen: als „gut“ mit zwei U. Die Absicht des Heiden Lucian besteht offenbar darin, die junge Christenheit dem Gespött preiszugeben, jeden verständigen Menschen vom Beitritt abzuhalten, ja, diesen unmöglich zu machen. Sicherlich hat Lucian arg übertrieben und sich nicht gescheut das Bild der christlichen Kirche, das auf ihn gewiß Eindruck machte, zu verzerren und zu verzeichnen. Aber einen Mangel der Kirche hat er gewiß ebenso richtig gesehen, wie die Ältesten und Vorsteher der Gemeinde und Träger des geordneten Amtes, die danach strebten und daraufhin arbeiteten, diese Schwäche zu beseitigen. Ihre Bemühungen sind in der alten Kirche auch nicht vergeblich gewesen. Nicht nur die Evangeliumsverkündigung hat der Kirche den festen Bestand in allen Stürmen der Zeit gesichert. Wir wissen als evangelische Christen, daß es daran bis zur Reformation oft arg gemangelt hat. Was aber der Kirche Halt gab, und sie bestehen ließ, als der römische Staat in eigener Viederlichkeit, besonders in ungeschickter Erhebung der Steuern und in Veruntreuung der Steuergelder zerbrach, so daß er die Angriffe der Germanen nicht abwehren konnte, das war ihre von den Bischöfen geleitete und geordnete Verwaltung. In allen Geldgeschäften hatte die mittelalterliche Kirche die unbestrittene Herrschaft, stand sie in größtem weltlichen Ansehen. Es ist kein Zweifel, daß sie hier mitunter des Guten zu viel getan hat. Aber in gewisser Weise kann auch heutzutage die katholische Kirche uns Evangelischen hierin vorbildlich sein. Man beachte, daß auch die katholische Geistlichkeit unseres Landes mit ihren Bischöfen sich wohl gehütet hat, den asiatischen Priestern Bescheinigungen auszustellen. Von dem Erzbischof in Porto Megre ist es im letztgenannten Falle von Herrn Propst Lic. Braunschweig bei seiner letzten Anwesenheit hier selbst ausdrücklich erzählt worden. Beide Herren haben jene Sammler abgewiesen.

Ich hoffe, daß ich durch diese Ausführungen mein Gewissen öffentlich von dem Vorwurf unchristlichen Verhaltens gereinigt habe. Man nehme es mir auch nicht übel, daß ich mich bei dieser Gelegenheit vielleicht allzutief in die Geheimnisse der Kirchengeschichte versenkt habe. Das ist aber einmal ein Steddenpferd von mir. Radlach, Pfarrer.

Pommerode. Der noch immer in französischer Gefangenschaft befindliche Herr Pfarrer Bürger hat kürzlich an den Pfarrer Radlach in Badensurt, seinen nächsten Amtsnachbar, der zurzeit zugleich mit der Verwaltung der Pfarrgeschäfte der Gemeinde Pommerode vertretungsweise betraut ist, einen Brief geschrieben. Dieser sei hiermit für seine Gemeindeglieder, und Bekanten der Hauptsache nach im Wortlaut mitgeteilt. Es sei bemerkt, daß die Gefangenen in Frankreich nur alle Woche je einen Brief schreiben dürfen, der nicht länger als 32 Zeilen sein darf. Die Zeilen müssen am Rande von 5 zu 5 zahlenweise benannt werden. Selbstverständlich gehen die Briefe sämtlich durch die französische Zensur. Sie werden dann offen weiter befördert. Eine Erleichterung für den Briefverkehr der Gefangenen besteht nur darin, daß die Schreiben keine Freimarke zu tragen brauchen.

Herr Pfarrer Bürger schreibt:

Depôt de Kerbénat, den 29. Oktober 1915.

Lieber Herr Kollege!

Für Ihre und Ihrer werten Frau freundliche Grüße danke ich Ihnen herzlich. Ich erhielt Ihren Brief vom 23. September, gestern. Es freut mich sehr, daß es Ihnen gut geht. Sehr dankbar bin ich Ihnen, daß Sie sich meiner Frau so treu annehmen. Deren Briefe erwähnen Ihrer oft; glauben Sie mir, daß auch ich den Tag herbeisehne, wo ich zusammen mit meiner Frau wieder bei Ihnen zu Gast sein darf. Im Uebrigen habe ich mich recht gut in mein Los gefunden. Die Zeit vergeht mir recht schnell. Ein großer Trost sind mir die sehr zufriedenen Briefe, die meine Frau mir schreibt. Auch daß der Onkel S., für den ich wie Sie sich denken können, hier die allerschlimmsten Befürchtungen hegen mußte, ohne freilich je im Ernst an seinem Zustande zu verzweifeln, jetzt nun wirklich wieder aus aller Gefahr ist, gereicht mir zur großen Erleichterung. Zeitvertreib findet man im Uebrigen auch schon, wo gegen 300 Menschen, Hoch- und Niederdeutsche, Oesterreicher und Ungarn in ihren tausend Nationalitäten beisammen sind. Wir vertragen uns prächtig miteinander. Die theologischen Arbeiten habe ich leider in der ersten Hälfte meiner bisherigen Gefangenschaft gänzlich liegen lassen. Dann schlug aber mein Gewissen; ich studiere jetzt Schleiermacher's Predigten. Es dauert etwa acht Wochen, bis man bestellte Sachen aus Deutschland bekommt. Alte Klosterbibliothek? Das Kloster ist ganz jungen Datums und ihr Bücher haben die Mönche bei ihrem Auszug jedenfalls mitgenommen, oder sie sind in die Staatsarchive gewandert. Daß in meiner Gemeinde durch mein Fernsein keine ernstliche Störung entstanden ist, ist mir eine große Beruhigung; nur bedaure ich immer wieder, daß Sie so viele Mehrarbeit haben. Meine Frau hilft ja auch brav mit. Möge das Altenheim bald werden! Mein größter Wunsch ist, daß ich Sie alle nach der langen unwillkürlichen Trennung recht bald in voller Gesundheit wiederfinde. Grüße an meine Frau und an Sie besonders.

Ihr Bürger.

Die Stelle, die von dem Befinden des Onkel S. handelt, bedarf vielleicht noch einer Erklärung. Onkel S. soll heißen: Onkel Siegfried. Da der Empfänger des Briefes mit Herrn Pfarrer Bürger in keiner Weise verwandt ist, so haben natürlich beide gemeinsam auch keinen Onkel Siegfried im eigentlichen Sinne des Wortes. So sollte Onkel Siegfried nichts anderes bedeuten als „siegreicher Friede“. In diesem Sinne hatte der Pfarrer Radlach vorher an seinen Amtsbruder geschrieben. Um ihm in seiner Gefangenschaft die Siegeszuversicht zu stärken, hatte er, zugleich um der Zensur zu entgehen, von „Onkel Siegfried's“ zufriedenstellendem Gesundheitszustand gesprochen. Die Antwort zeigt deutlich, daß er richtig verstanden war. Die Art der Antwort läßt zugleich erkennen, welche Freude dem Gefangenen mit jener Mitteilung gemacht war. Es ist anzunehmen, daß seine Mitgefangenen daran teilgenommen, weil gewiß der gemeinte Onkel S. auch ihnen allen ein lieber Onkel ist. Wir geben hier nur noch der Hoffnung Ausdruck, daß alle Wünsche des Herrn Pfarrer Bürger bald in Erfüllung gehen.

São Bento. Schon seit langem hatten die Bewohner des Pfarrhauses den sehnlichsten Wunsch, einen eigenen Brunnen zu haben, da das Wasserholen aus der tief unten liegenden spärlichen Quelle äußerst mühsam und zeitraubend war. Doch, alle guten Wünsche scheiterten an der Geldfrage. Nun ist das langersehnte Ziel aber doch erreicht worden. In der Generalversammlung am 10. Januar 1915 ist gleichsam der Grundstein zu diesem Werke gelegt worden, d. h., die Gemeindeversammlung gab ihre Einwilligung zu dem Brunnenbau, indem sie das weitere dem Vorstand überließ. Letzterer hat dann in der Sitzung am 7. Februar den Brunnenbau an Herrn Karl Giese vergeben und sogleich beschlossen, zur teilweisen Deckung der nicht unbeträchtlichen Kosten eine Sammlung in der Gemeinde zu veranstalten. Diese Sammlung fiel über Erwarten gut aus. Sie ergab den schönen Betrag von 345\$400. Da sich aber die baren Kosten des Brunnens auf 493\$400 beliefen (der Brunnen ist 16 Meter tief), so mußten wir bei der geringen Leistungsfähigkeit der Kirchentasse doch noch 100\$ leihen. Zu unserer großen Freude haben wir aber nun noch nachträglich auf unsere Bitte hin vom Zentralvorstand des Evang. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Leipzig 150\$ = 130\$500 als Beihilfe zum Brunnenbau erhalten. In-

folge dieser hochherzigen Spende können nun alle Kosten gedeckt und sogar noch 10\$500 als Ueberschuß in die Kirchentasse abgeführt werden.

So ist der Brunnenbau, der uns schon lange am Herzen lag, über Erwarten gut gelungen. Er nahm ziemlich 6 Wochen in Anspruch und wurde am 25. März 1915 vollendet. Und das Werk ist zur vollen Zufriedenheit ausgefallen. Auch in der trodenen Zeit hatten wir reichlichen Wasserstand, und das Wasser ist kristallklar und äußerst wohlschmeckend.

Darum sei auch heute nochmals allen, welche dieses Werk durch Gaben oder sonstige freiwillige Leistungen unterstützt haben, herzlich gedankt!

Es folgt nun noch zum Schluß die Abrechnung:

Bare Einnahmen:

Ergebnis der Sammlung	345\$400
Geschenk des Gustav Adolf-Vereins	130\$500
Aus dem Verkauf alter Bretter	15\$000
Aus dem Verkauf zweier geschänkter Bleirohre	13\$000
Sa.	503\$900

Bare Ausgaben:

Arbeitslohn für den Brunnenbauer	260\$000
4600 Steine	138\$000
9 Tugend Bretter	54\$000
Für Steinfahren, Bretterfahren u. Erdesfortkarren	26\$000
Zement und Kalk	5\$600
Nägeln, Drahtseil und Schwerkewicht	3\$800
Holz zum Brunnendeckel und zur Welle	6\$000
Sa.	493\$400

Demnach ergibt sich einbarer Ueberschuß von 10\$500, welcher der Kirchentasse zugute kommt.

Der Wert der geschenkten Materialien (Steine, Holz usw.) und der sonstigen freiwilligen Leistungen (Steinfahren, Bretterfahren, Herstellung des Brunnendeckels und der Welle usw.) betrug schätzungsweise 53\$500, sodaß sich die Gesamtkosten des Brunnens auf 546\$900 belaufen. Pfarrer Ortman.

Evang. Bewegung in Mittelamerika.

Protestantische Kirchenkörper, welche in Cuba, Mexiko, den mittel- und südamerikanischen Staaten Gemeinden, Schulen und Hospitäler unterhalten, planen die Abhaltung einer Konferenz zur Förderung ihrer gemeinsamen Interessen, und besonders zur Beratung über Gründung einer amerikanischen Universität in der Stadt Panama. Dieses weit ausschauende Unternehmen hat von vornherein mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Zunächst galt es, die Bedenken der südamerikanischen Gesandten in Washington zu zerstreuen. Dann erhoben einflussreiche Kreise der episkopalen Kirche Widerspruch dagegen, doch haben die Befürworter des Planes trotz etwaigem Widerspruch ihrer Missionsbehörden ihre Teilnahme an der Versammlung zugesagt. Endlich ist mit dem Widerstand des Präsidenten der Republik Panama zu rechnen. Dieser fürchtet für sein katholisches Land protestantische Proselytenmacherei und macht dem Komitee für die Veranstaltung der Konferenz in der Platzfrage Schwierigkeiten. Der Vorsitzende dieses Komitees, Smith, ein höherer Beamter in der Kanal-Zone, hatte sich um Erlangung des Nationaltheaters als Versammlungs-ort bemüht. Das ist vom Präsidenten Porras verweigert worden. Man will sich nunmehr auf die Benutzung der Halle der National-Universität beschränken. Sollte diese auch noch untersagt werden, dann mag die Konferenz nach Jamaika oder Havanna verlegt werden.

Die Vorarbeiten für die Beratungen der Konferenz sind gemacht, die Berichte der Komitees über die kirchlichen Verhältnisse in den Ländern des lateinischen Amerika fertiggestellt. Amerikanischer Energie bleibt es vorbehalten, das Unternehmen für Februar dieses Jahres ins Werk zu setzen.

Nach dem „Friedensboten“.

Türkengreuel in Armenien?

Der Verwaltungsrat der Amerikanischen Missionsgesellschaft, der der Presbyterianer und die Amerikanische Bibelgesellschaft, welche sämtlich ihre Wirksamkeit unter den Armeniern in der asiatischen Türkei haben, empfangen von ihren Missionsarbeitern Berichte, welche die durch Zeitungsagenturen verbreitete Kunde von armenischen Greueln bestätigen wollen. Bislang hören diese Gesellschaften noch nichts davon, daß ihre

armenischen Arbeiter getötet seien. Wohl aber sollen die Fälle nach Tausenden zählen, wo armenische Familien ausgerottet seien. Nie zuvor sollen an die Amerikanische Missionsgesellschaft so schreckliche Nachrichten gelangt sein wie gegenwärtig von den armenischen Feldern. Wären nicht die furchtbaren Ereignisse, die sich in Europa abspielen, dann würden, so sagen die Missionare, diese Vorkommnisse ganz Amerika empören. Wir nehmen diese Nachricht auf, die durch Zusammenstellung mit den Kriegereignissen, besonders mit den „belgischen Greueln“ aber ja nicht mit den ostpreussischen wirklich verbürgten Greueln in ein bedeutames Licht gesetzt wird, und haben nur noch den Schlusssatz derselben zu unterstreichen, der wörtlich lautet: Es sei denn, daß Konstantinopel fällt, und bis zu diesem Fall kam nach dem Urteil der Missionsbehörden von hier aus wenig oder gar keine Hilfe gebracht werden. Uebrigens hat sich der Präsident der Ver. Staaten von Nordamerika für die Armenier aufs nachdrücklichste verwandt. Wir stehen der ganzen Sache sehr zweifelnd gegenüber. Englische Falschheit wird hier wieder tätig sein.

Nach dem „Friedensboten“.

Die katholische Mission im Weltkriege.

Noch schwerer als die evangelische scheint die katholische Mission durch den Weltkrieg getroffen. Aus Deutschland stehen sehr zahlreiche Missionsangehörige im Heere. So stellten unter anderen die Gesellschaft vom göttlichen Wort 330, die Benediktiner 144, die Pallotiner 142, die Missionare des heiligsten Herzens Jesu 93, die Oblaten der unbefleckten Empfängnis 90. Auch die verbannten deutschen Jesuiten sind mit 50 Priestern und etwa 100 anderen Mitgliedern dem bedrängten Vaterlande zu Hilfe geeilt. Viele Missionschwestern dienen in Lazaretten. Missionshäuser sind für die Verwundetenpflege zur Verfügung gestellt. In den deutschen Kolonien teilen die katholischen Missionare dasselbe Geschick wie die evangelischen. In Togo konnten sie bis auf einen in Gefangenschaft geführten Missionar weiterarbeiten, eine Gunst, die dem katholischen Gouverneur der Goldküste, einem Irländer, zu danken ist. Aus Kamerun wurden die Missionare in schimpflicher Weise abgeführt und entweder nach Fernando Po ausgewiesen oder nach England gebracht, von wo sie nach Deutschland zurückkehren durften. Verschiedene Stationen wurden geplündert, die Kirche in Edeia geschändet. Sämtliche Niederlassungen an der Küste sind ohne Missionare. Von den 204 Missionschulen wurden 120 geschlossen, 116 eingeborene Gehilfen sind ohne Leitung und 20 000 Katholiken ohne Priester. In Deutsch-Südwestafrika wurden bei der Eroberung von Lüderitzbucht drei Missionare als Gefangene nach Pietermaritzburg gebracht. In Deutsch-Ostafrika dürfte die Arbeit im allgemeinen wie bisher weitergegangen sein. Unter den Verteidigern Tlingaus waren zehn Steyler und vier Benediktiner-Missionare. In Kaiser-Wilhelmsland wurde nach der Besitzergreifung durch die australischen Truppen die Missionsarbeit nicht gestört, ebenso auf Samoa, den Karolinen- und Marshallinseln. Als auf Neupommern der feindliche Oberbefehlshaber den Bischof Couppe aufforderte, ihm die Lage des Telefunkenurmes anzugeben, antwortete er: „Fesseln könnt ihr mich, aber nie werde ich ein Land verraten, dessen Gastfreundschaft ich mehr als fünfundzwanzig Jahre genossen habe!“ Auch in den englischen Kolonien ergeht es den deutschen Patres nicht besser als den evangelischen Missionaren. In Südafrika wurden verschiedene in die Gefangenenlager abgeführt. In Britisch-Ostafrika sind zwei Stationen von den Eingeborenen geplündert. Aus Sansibar wurden vier Missionare nach Indien abgeführt, wo sie ihre indischen Mitarbeiter im Gefangenenlager trafen. Außerordentlich hart ist das weitverzweigte, von Frankreich aus unterhaltene Werk mitgenommen. Auf den meisten Gebieten ist etwa die Hälfte der Arbeiter dem Ruf zu den Fahnen mit Begeisterung gefolgt. Die dienstpflichtigen Missionare des Vikariats Dahomey haben an der Expedition nach Togo teilgenommen. Aus Uganda fuhren dreißig Missionare nach Frankreich, aus Pondicherry vierzehn, aus Siam fünfundzwanzig, aus Japan sechzig, aus China 200. Besonders schwer hat die Missionsarbeit im Orient gelitten. Nachdem zu Beginn des Krieges etwa 150 Missionsarbeiter ins Heer getreten waren, mußten nach Eintritt der Türkei in den Krieg die französischen Genossenschaften ihre großartigen Anstalten schließen. In Konstantinopel wurden ihre Schulen in staatliche Anstalten verwandelt und von der türkischen Behörde für ihre Zwecke beschlagnahmt. In Beirut sagte der Gouverneur auf den Einspruch des apostolischen Delegaten von Syrien gegen die Vertreibung der Priester und die Beschlagnahme der Kirchengüter: „Ich möchte bemerken, daß meine Regierung während des Krieges zwischen der Türkei und Frankreich nichts anderes getan hat, als was die französische Regierung mit diesen Herren in Friedenszeiten tat.“ Die katholische Kirche ist zurzeit in einer viel schlimmeren Lage als die protestantische.

Nach dem „Friedensboten“.

Zur Kriegslage.

Jetzt sind es schon siebzehn Monate, daß sich die Waffen kreuzen, und noch kein Ende! — Im englischen Unterhause hat zwar Herr Asquith, derselbe Herr Asquith, der noch vor wenigen Monaten sagte, daß England bis zum bitteren Ende kämpfen werde, eine Melodie auf der Friedensschalmel zu blasen versucht! Wenn Deutschland ernstgemeinte Vorschläge mache, seien die Verbündeten zum Frieden geneigt. Wir wissen nicht genau, was Herr von Bethmann-Hollweg, der deutsche Reichskanzler, geantwortet hat, der Drahthorn ist ja gar zu unzuverlässig. Aber eins hat er sicher gesagt: Ihr habt mit Krieg angefangen, bitte, macht ihr auch Friedensvorschläge. Wir sind die Sieger, wir können warten! —

So ist es auch. Deutschland kann warten. Gewiß, alles sehnt sich nach Frieden, aber jedermann sagt sich auch: lieber jetzt alles ordentlich ausfechten, als nach fünf Jahren von neuem ins Feld.

Das aber käme sicher, wenn England ohne Schaden davonkäme! — England aber steht jetzt in Gefahr, nicht nur Ägypten, sondern auch Indien zu verlieren. In Ägypten bedrohen es die Türken und Araber, von Deutschen angeführt, in Indien die eigenen Freunde, die Japaner, die dort die Aufständischen mit Munition versehen. Die Schlingaugen sind schlau, sie halten jetzt Ausverkauf in alten Waffen: Kanonen an Rußland, Gewehre an aufständische Indier. Ein Rothschild könnte neidisch werden über solch eine Konjunktur! — Jedenfalls könnte England, wenn es jetzt seine Truppen in Frankreich und auf Gallipoli nach Güttdünken verwenden könnte, in wenigen Wochen Ägypten und Indien wieder fest in die Hände bekommen. Ob dies nach drei Monaten noch der Fall sein wird, erscheint sehr zweifelhaft. Darum braucht Deutschland jetzt nur zu warten, jeder Tag kämpft für uns und unsere Verbündeten.

Serbien ist völlig vernichtet, so scheint es, und auch die in Saloniki gelandeten Franzosen und Australier sind schwer gerupft worden. So hat die französische Regierung durch den Schweizer Gesandten die Bulgaren fragen lassen, was aus dem französischen Infanterieregiment 174 geworden sei. Denn von ihm ist kein Mann nach Hause gekommen! Da solch ein Regiment gegen 3000 Mann zählt, ist das ein hübscher Verlust, — zumal andere Regimenter auch arg gelitten haben. — Die Engländer haben versucht, von Aden aus nach Bagdad zu kommen, nach Mesopotamien hinein, das ist ihnen böse mißlungen, und auch die Italiener haben bei ihren Versuchen, über das von den Oesterreichern geräumte Görz hinauszudringen, nichts erreicht. In Rußland und Frankreich gehen die Stellungskämpfe weiter. Ueber sie verlaute auch in den amtlichen Mitteilungen des deutschen Generalstabes nichts besonderes. Nur wird man wohl in Bälde auf einen entscheidenden Schlag irgendwo rechnen können. Wenigstens spricht dafür, daß eine neue Armee unter dem bisherigen sächsischen Kriegsminister von Carlomagno gebildet ist, von der noch niemand weiß, wo sie steht.

Das interessanteste Schauspiel bieten jetzt die Fliegerkämpfe. In allen Heeren sind besondere Kampfflugzeuge ausgerüstet, die gepanzert sind und die feindlichen Flieger mit dem Maschinengewehr abschießen sollen. Das gibt dann wilde Zweikämpfe, wenn zwei solche Geier aufeinanderstoßen, und es gibt Helden unter den Fliegern, die zum Schrecken ihrer Feinde werden. Zwei von den deutschen Fliegern, die sich dabei hohen Ruhm erwarben, sind im Generalstabsbericht mit Namen genannt: Leutnant Imelmann, der bis zum 1. November fünf feindliche Flugzeuge vernichtete, Leutnant Böcke, der es in derselben Zeit sogar bis auf sechs brachte.

Jetzt fängt das Jahr 1916 an. Möge es uns endlich den Abschluß der Kämpfe bringen, und in ihnen Deutschlands Sieg!

Für den Familientisch.

Lütt.

Eine Geschichte von der Landstraße.
Von Charlotte Niese.

„Wach auf!“ sagte eine mürrische Stimme, und der Knotenstock eines zerlumpten Mannes berührte unsanft den Körper eines etwa neunjährigen Mädchens. Sie lag im Graben und schlief fest. In ihren braunen, ungekämmten Haaren stand der Nachttau in großen Tropfen, und auf ihrem Gesicht lagen welke Blätter, die der Wind dorthin getragen haben mochte.

„Wach auf!“ sagte der zerlumpete Mann noch einmal, und sie fuhr hastig in die Höhe, den Schlaf sich aus ihren großen Augen reißend. — „Was willst du?“ fragte sie müde. „Laß mich schlafen, du hast mir nichts zu sagen!“

„Es ist gut. Bleib' hier liegen!“ erwiderte der Mann bitter. „Hinten zwischen den Hecken reitet der Gensdarm. Wenn der dich beim Schlafittchen nimmt, wirst du auch wohl wieder dorthin kommen, wo du fortgelaufen! Scheinst mir doch 'ne echte Landstreicherratte zu sein, die lieber bei Mutter Grün schläft, als im Polizeigewahrsam.“

„Der Gensdarm?“ Das Kind war ganz wach geworden und stand plötzlich auf den Füßen, mit scharfen Augen herumspähend. „Wo ist er? Er soll mich nicht sehen!“

Sie hatte auf die anderen Worte des Mannes nicht gehört. Sie griff nach einem schmutzigen Bündel, das unter ihr gelegen, und ihre kleine, abgezehnte Gestalt duckte sich wie zur Flucht. Der Mann faßte sie bei der Hand. „Komm mit!“ sagte er kurz, und beide kletterten durch die Hecke auf das ungepflügte Feld, liefen hier einen trodenen Graben entlang, bis sie in ein kleines Gehölz kamen, das sie ganz durchschritten, um sich erst an der anderen Seite sicher zu fühlen.

Auf diese Weise waren der Lumpenklaus und Lütt zu einander gekommen. Sie kannten sich durchaus nicht, keiner wußte von dem anderen, woher er gekommen, und was er früher gewesen, und beiden war alles einerlei, wenn nur der Gensdarm nicht kam. Der Lumpenklaus war ein großer, finster aussehender Mann. Sein Gesicht war verquollen von Branntwein und von Narben, die er davongetragen, als er noch in Gesellschaft von anderen Bagabunden bettelte. Aber er hatte sich mit den anderen niemals vertragen, deshalb betrieb er das Landstreichen und Betteln auf eigene Hand. Nur in der letzten Zeit war ihm die Einsamkeit lästig gewesen. Nicht, daß er sich nach Gesellschaft sehnte, aber er hatte entdeckt, daß man bessere Einnahmen bekam, wenn man ein Kind besaß. Das lief dann weinend und schluchzend in die Bauernhäuser und bat um Essen für den kranken Vater. Er kannte eine Frau, die sich zwei Kinder geliebt hatte und mit ihnen vorzügliche Geschäfte machte; weshalb sollte er so etwas nicht auch versuchen?

Gerade, als er sich die Sache überlegte, fand er Lütt im Graben, und weil die Pickelhaube des Gensdarmen in der Ferne auftauchte, lief das Mädchen mit ihm. Sie war sonst mißtrauisch und gerieben wie eine alte Landstreicherin. Sie wußte gar nicht mehr, wie sie auf die Landstraße gekommen. Wenn sie einen grünen Kunstreiter oder Tierbändigerwagen sah, dämmerte eine flüchtige Erinnerung in ihr auf, als wenn sie auch einmal in einem solchen gewohnt — aber sie konnte sich nicht mehr darauf besinnen.

Es war Hochsommer gewesen, als der Lumpenklaus Lütt gefunden; nun kam der Herbst allmählich, und noch hatten die beiden sich kein einziges Mal erzürnt. Klaus hatte hin und wieder Lust gehabt, die Kleine zu schlagen, aber bis jetzt war es soweit noch nicht gekommen. Sie hatten zusammen gute Geschäfte gemacht. Lütt bettelte für ihn, und er hatte nichts weiter zu tun, als die Eßwaren, die sie jeden Tag brachte, zu verzehren. Manchmal bekam sie sogar Geld, und dann kaufte er sich Branntwein und betrank sich nach Leibeskräften. Wenn er dann wieder nüchtern war, ließ er sich als Lütts blinder Vater durch die Dörfer ziehen; oder er hinkte erbärmlich, und Lütt erzählte mit weinerlicher Stimme, ihr armer Vater sei in der Fabrik zu Schaden gekommen, und weil sie

auf die natürlichste Weise Tränen vergießen konnte, bekam sie immer etwas geschenkt.

Das war im Sommer und Frühherbst ein sehr lustiges Leben, und Lütt freute sich vielleicht, durch den Lumpenklaus etwas mehr Unterhaltung bekommen zu haben, obgleich sie sich noch niemals über etwas gefreut hatt. — Nun rückte die Jahreszeit vor, der Wind wehte über die Stoppeln, aber die Sonne schien hinter den Hecken noch so warm wie im Sommer. Lumpenklaus lag auf einem solchen Plätzchen und schnarchte laut. Lütt hatte an diesem Morgen wieder vorzüglich gebettelt und ihm eine Flasche Branntwein mitgebracht. Nun schlief er, und Lütt hatte nichts dagegen, wenn er schlief. Eigentlich mochte sie den großen, finsternen Mann am liebsten leiden, wenn er wie leblos vor ihr lag; aber dies Gefühl war ihr nicht ganz klar, sonst wäre sie am Ende von ihm fortgelaufen.

Jetzt saß sie am Feldrain und aß Speck und Kartoffeln, die ihr eine gutmütige Bauerfrau zugesteckt hatte. Von der stacheligen Brombeerhecke hingen große, glänzende Beeren herunter, und sie pflückte sie mit Behagen. Plötzlich hob sie den Kopf und horchte. Es näherten sich Schritte, und zwei Stimmen sprachen miteinander. Lütt liebte es nicht, Menschen zu begegnen; gewöhnlich schlüpfte sie bei ihrer Annäherung sofort in eine Hecke oder in einen Graben; als sie aber die Urheber dieser Stimmen mit funkelndem Blick gemustert, lächelte sie geringschäßig und blieb ruhig sitzen. Das waren ja nur Kinder — Kinder aus dem Dorfe, wo sie eben die Leute belogen und angebettelt hatte. — Diese Dorfkinde waren so dumm, vor denen brauchte sie nicht davonzulaufen.

Unbeweglich blieb sie auf ihrem Platze, und als jetzt zwei kleine Mädchen mit einem Körbchen vor ihr standen, blickte sie gleichgültig an ihnen vorbei. Sie waren zierlich gekleidet, rein gewaschen, glatt gekämmt, und das Körbchen war leer; sonst hätte sie es ihnen vielleicht fortgenommen, so aber lohnte es nicht der Mühe, diese dummen Dinger auch nur anzublicken. Und Lütt griff nach den Brombeeren, um sie behaglich zu essen.

Aber die zwei kleinen Mädchen, die mit großen Augen auf das braune, zerlumpete Kind blickten, waren nicht so gleichgültig wie dieses. Sie hatten sich zuerst ängstlich bei den Händen angefaßt, sehr viel Lust zum Davonlaufen verspürend; aber als das schmutzige, ungekämmte Geschöpf kein Wort sprach und sie laun ansah, faßten sie Mut.

„Was tust du hier?“ fragte die Ältere.

„Kannst du das nicht sehen, was ich hier tue?“ fragte sie spöttisch, eine ganze Portion Brombeeren in den Mund steckend.

„Wie heißt du denn?“ wagte die andere wieder zu fragen.

„Das geht dich nichts an!“ lautete die Antwort.

Das jüngere der Mädchen, ein kleines zierliches Ding, trat jetzt einen Schritt näher. „Du bist ein schmutziges, unartiges Mädchen!“ rief sie entrüstet. „Du hast dich heute gar nicht gewaschen und gekämmt. Pfui; das will ich meinem Vater sagen! — Komm, Martha, wir wollen fortgehen!“

Und hastig wollte die Kleine die Schwester mit sich forziehen, als Lütt ihre kohlschwarze Hand ausstreckte und sie derb anfaßte.

„Jetzt bleibt ihr beide hier!“ sagte sie. „Weshalb soll ich mich waschen und kämmen?“

„Damit du rein wirst!“ sagten beide Kleinen wie aus einem Munde.

„Wozu ist es gut, daß man rein wird?“ fragte Lütt spöttisch. Sie hatte eigentlich noch nie mit Kindern ihres Alters gesprochen; jetzt fand sie ihre Unterhaltung doch ganz spaßhaft.

„Wozu es gut ist, rein zu sein? Weil Vater und Mutter uns nur leiden mögen, wenn wir rein sind“, sagte Martha ernsthaft, während die Kleinere wieder eifrig hinzusetzte: „Und lenke doch einmal, was der liebe Gott sagt, wenn du so schmutzig bist!“

„Wer?“ fragte Lütt, die Augen weit aufreißend vor Erstaunen. „Ist das der Gensdarm?“

Sprachlos sahen die beiden Mädchen die Fragende an. Aber Martha fand zuerst wieder Worte.

„Du weißt nicht, wer der liebe Gott ist? Weißt nicht, daß er im Himmel wohnt und immer sieht, wenn wir unartig sind? Du bist wirklich ein armes Mädchen! Erst bist du so schmutzig, daß man dich nicht anfassen mag, und dann weißt du nichts vom lieben Gott!“

Die Kleine war förmlich böse geworden, und Lütt sah beide starr an. Sie hatte sie längst losgelassen und sagte auch kein Wort, als beide jetzt eiligt, ohne sich umzusehen, davonliefen. Sie sah dann eine ganze Weile und sah in den klaren, blauen Himmel. Da wohnte also jemand, der alles sah, was sie tat, und der nicht mochte, wenn sie unartig war. War sie denn schon einmal unartig gewesen? Lütt ward so nachdenklich, daß sie das Essen vergaß. — Als Lumpenklaus seinen Rausch ausgeschlafen und mit heiserer Stimme nach ihr rief, sah sie noch auf derselben Stelle und sah nach oben.

Der andere Tag war ebenso warm und sonnig wie der vorhergehende, und weil die Gegend dem Lumpenklaus gut erschien, so beschloß er, noch etwas hierzubleiben. Das Dorf, in welchem Lütt gebettelt, war groß und schien wohlhabend. Es lag mitten zwischen abgeernteten Feldern und dichten Hecken, unweit eines großen Waldes. Mitten im Dorf lag die Kirche mit dem Gottesacker, und an diesen stieß der Pfarrgarten.

Hier sah die kleine Martha und lernte den Katechismus. Die Sonne schien ihr etwas in die Augen, und daher bemerkte sie Lütt erst, als diese dicht vor ihr stand. Sie war über den Kirchhof gekommen und mit einem Satz von der Kirchhofsmauer in den Graben gesprungen. Ihr mit einer dicken Schmutzkruste überzogenes Gesicht zeigte einige hellere Streifen, und ihre wilden, zusammengekettenen Haare hatten einen feuchten Schimmer.

„Ich habe mich gewaschen,“ sagte sie trotzig zu Martha, die sie erschreckt betrachtete. Beide Kinder sprachen dann zuerst nicht mehr. Lütt sah sich im Garten um, und als sie dort an einer Leine ein Schürzchen erblickte, nahm sie es mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an sich und steckte es unter ihren Rock. Jetzt fand Martha ihre Sprache wieder. „Das darfst du nicht!“ rief sie zornig; „die Schürze gehört Linchen!“

„Aber nun gehört sie mir!“ versetzte Lütt, gleichmütig einige Äpfel auflesend und sie in die Tasche steckend.

„Aber dann bist du ja eine Diebin!“ sagte die andere, und Lütt richtete ihre fragend auf sie.

„Was ist das: eine Diebin?“

„Wenn du Sachen nimmst, die dir nicht gehören, bist du eine Diebin, und der liebe Gott wird furchtbare böse auf dich!“

„Der liebe Gott!“ Lütt blickte schau zum Himmel. „Mag der da oben nicht, wenn ich alles nehme, was ich kriegen kann?“

Martha schüttelte den Kopf. „Er hat gesagt: Du sollst nicht stehlen, das heißt, du sollst nichts nehmen, was dir nicht gehört. Sieh her, hier steht es!“

Und sie zeigte ihren Katechismus an Lütt, die das kleine zerlesene Buch mit abergläubischem Staunen betrachtete. Sie hatte noch nie ein Buch gesehen und konnte nicht begreifen, daß darin etwas stehen könnte, was der liebe Gott gesagt. Dennoch zog sie langsam die Schürze wieder hervor und legte sie auf den Rasen. Auch die Äpfel nahm sie aus der Tasche.

„Ist der, der da oben wohnt, nun mit mir zufrieden?“ fragte sie, und Martha nickte.

Nun mag der liebe Gott dich leiden. Ich will dir etwas sagen“, setzte sie nach einer Weile hinzu, „ich will dir meinen Katechismus schenken. Darin steht alles, was der liebe Gott von dir will! Und Martha steckte das Büchlein in Lütts Hand, die es staunend und schau betrachtete. Dann fragte Martha nach Lütts Namen, aber als diese antwortete, sie heiße Lütt, schüttelte die kleine Pastorstochter den Kopf.

„Das ist gar kein Name!“ sagte sie. „Dein Vater und deine Mutter nennen dich doch gewiß anders!“

„Vater und Mutter? Was ist das?“ fragte Lütt wieder, aber ehe Martha auf diese wunderbare Frage antworten konnte, näherten sich Schritte, und die kleine Landstreicherin war mit einem Sprung über die Kirchhofsmauer verschwunden.

Am Nachmittage desselben Tages sah der Lumpenklaus

im Graben am Waldessaum und rauchte eine Pfeife von dünnen Blättern. Er war schlechter Laune, denn Lütt hatte heute noch gar nichts für ihn gebracht, und die Vorräte von gestern waren aufgegessen. Sie war lange fort gewesen, und als sie jetzt über den Feldweg daherkam, erwartete er, daß sie ihm eine reiche Ernte brächte. Sie trug aber weder Bündel noch Korb und sah so ernsthaft vor sich hin, als wenn sie an etwas Besonderes dachte.

„Nun, Lütt!“ rief Klaus ihr zu. „Hast du nichts mitgebracht? Ich bin hungrig!“ Sie schüttelte den Kopf. „Hast du nichts gebettelt? nichts gestohlen?“ Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blick an und schüttelte wieder den Kopf. Klaus fühlte, daß ihm das Blut zu Kopf stieg.

„Geh' gleich ins Dorf und hol' mir Essen!“ schrie er.

Lütt hatte sich gesetzt und hielt einen Gegenstand an ihr Ohr, während sie zugleich in den Himmel sah.

„Was tust du?“ schrie Klaus.

„Ich will hören, ob der liebe Gott auch mit mir spricht!“ sagte Lütt, mit ihren großen, glänzenden Augen nach oben blickend und den kleinen Katechismus an ihren Kopf pressend.

Klaus wollte roh auflachen, aber er tat es doch nicht. Der liebe Gott! was wollte das Kind mit dem? Der hatte doch mit Lütt nichts zu schaffen! „Gib her, was du da hast!“ rief er mit rauher Stimme, aber Lütt schüttelte den Kopf.

Der Lumpenklaus stand heftig auf und schlug das Kind. Als er seinen Zorn ausgelassen, schleuderte er Lütt in die Stoppeln und griff nach dem Buche. Klaus konnte lesen. Er hatte diese Kunst in seiner Jugend so gut geübt, daß es ihm jetzt keine Schwierigkeit machte, zu erkennen, daß er einen Katechismus vor sich habe. Da standen auch schon die zehn Gebote, das Vaterunser, die Glaubensartikel. Gleichgültig warf er das Büchlein neben Lütt, die zerschlagen, mit geschwellenem Gesicht auf der Erde lag. Diese Geschichten waren nicht für ihn — er wollte Geld, um sich Branntwein zu kaufen. Ohne einen Blick auf Lütt zu werfen, die noch immer regungslos dalag und durch keinen Laut, keine Träne ihren Schmerz verriet, legte er sich wieder in den Graben, zog den zerlumpten Rock über seinen Kopf und versuchte zu schlafen. Morgen sollte Lütt schon für ihn betteln. Er schlief bald ein, denn sein Rausch von gestern war noch nicht ganz verflogen, und als er erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, Lütt war nicht mehr da; vermutlich streifte sie schon im Dorfe umher und holte etwas Gutes für ihn. Klaus nickte zufrieden. Es war doch gut, daß er ihr einmal eine tüchtige Tracht Schläge gegeben hatte — nun würde sie ihm wohl nicht mehr den Gehorsam versagen! Klaus wartete den Morgen, den Mittag, bis zum Abend, aber Lütt kam nicht wieder. Er ward hungrig und durstig; aber da er in den letzten Wochen nicht mehr gewohnt war, für sich zu betteln, so hoffte er noch immer, Lütt werde wiederkommen. So sah er an derselben Stelle, bis der Himmel dunkel ward und die flimmernden Sterne auf ihn niederblickten.

Klaus hatte lange nicht mit klarem Bewußtsein zu den Sternen aufgesehen, jetzt fiel ihm plötzlich ein, daß Lütt vom lieben Gott gesprochen hatte, und daß er einen Katechismus in der Hand gehalten. Es war lange her, seitdem er solch ein Buch gesehen. Er mußte mit einem Male an seine Mutter denken, die so geweint hatte, als er konfirmiert ward. Sein Vater war damals im Zuchthaus gewesen, und er selbst hatte später nicht lange Zeit gebraucht, um hinein zu kommen. Die zehn Gebote vom Katechismus waren schnell genug vergessen; — wer dachte denn überhaupt an den lieben Gott, wenn es so viel zu stehlen u. zu rauben gab? — Im Zuchthause lernte er auch nicht viel anderes als Schlechtigkeit; und als er wieder herauskam, wollte niemand etwas von ihm wissen. Arbeiten mochte er auch nicht; da legte er sich aufs Landstreichern, und das war im Grunde kein übles Geschäft, wenn man sich aus Schmutz und Lumpen, aus Nachtquartier im Freien, aus Kälte und Hitze nichts machte. Aber gegen all diese Sachen war der Branntwein gut, und um den zu bekommen, tat der Lumpenklaus alles. Er hatte sich Mühe gegeben, neue Lügen, neue Betrügereien zu erfinden, nur um Geld für Branntwein zu bekommen; und während Klaus am Grabenrand sah und in den dunkeln Nachthimmel blickte, fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß er für alle die Mühe, die er sich gegeben, ebenso gut hätte arbeiten können. Dann murmelte er einen Fluch — wie kam er doch heute auf so törichte Gedanken?

(Schluß folgt.)

Gabenliste für die Kaiser Wilhelm-Spende deutscher Frauen und Jungfrauen.

(Fortsetzung.)

3. Liste. Evangelischer Jungfrauenverein Blumenau, Sammelliste Paula Maack. Frau Edith Rohstohl, N. N. je 5\$000; Frau Anna Kiedel, Frau Marie Hadländer, Thella Schröder, Bertha Häusser, Berta Landgraf, je 2\$000; Mathilde Otte, Marie Otte, Mine Harbs, Maria Schüh, Franziska Schneider, Therese Bonnemasou, Martha Bonnemasou, Rosalie Kautenberg, Frau Klara Bonnemasou, Frau Ida Rodrigues, Frau Herbst, Fr. Emma Lippel, Frau Zittlow, Frau Luise Repsold, N. N., Renate Rohstohl, Frau Krüger, Frau von Altrod, Olga Bläse, Paula Maack, Helene Hadländer, Frau Pauline Baschewitz, Elise Strobel, Frau Dorothea Schmidt, Klara Huscher, Marta Bork je 1\$000; N. N. 600 Rs.; Walli König, Julie Kiedel, Frau Kl. Werner, Frau Fischer je 0\$500; Frau Auerbach 0\$200, zus. 48\$800.

4. Liste: Evangelischer Jungfrauenverein Blumenau, Sammelliste Hulda Hiendlmayer und Emilie Probst. Emilie Probst, Dr. Sappelt, G. A. Roehler je 5\$; Oskar Groß, Frau Rah je 3\$000; Paul Husadel, Schadrach, E. Steinbach, F. Arthelm, Hedwig Groß, Johanna Probst je 2\$000; Oswald Beims, Arthur Groß, R. Rothbarth, A. Sutter, A. Hering, João Schmidt, Ernst Ehrhardt, S. Sander, Em. Marhofer, L. Kabe, Lilly Ladenstein, W. Pawlowsky, Ch. Michels, W. Bernhardt, W. Köhler, Klara Hohl, Dora Roth, G. Weidert, F. Strobel, D. Rüdiger, Grothe, J. Seibt, Steinmann, H. Hadlich, Rud. Rischbieter, Joh. Thiel, Frau Mais, D. Herweg, D. Werner, xpx, Ad. Frischnecht, Meyer, Pelzmann, B., Gestwick, Brattig, Pauli, M. C., E. G., Hadländer, N. N., je 1\$000; Herm. Schneider, Fr. Oliveira je 0\$500; Gertrud Blohm, Cäcilie Blohm je 4\$; zusammen 83\$000.

(Schluß folgt.)

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 9. Januar: Gottesdienst und heil. Abendmahl in der Garcia.

Sonntag, den 16. Januar, 8 Uhr vorm.: Kindergottesdienst; 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 23. Januar: Gottesdienst in Itoupava-Norte.

Sonntag, den 30. Januar, 8 Uhr vorm.: Kindergottesdienst in Blumenau; 9 Uhr vorm.: voraussichtlich Delegiertenversammlung in der Kirche zu Blumenau.

Sonntag, den 6. Februar: Gottesdienst in der Belha-Tiefe.

Sonntag, den 13. Februar, 8 Uhr vorm.: Kindergottesdienst in Blumenau; 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Rusland; 7 Uhr abends: Gottesdienst in Blumenau.

Der Konfirmandenunterricht beginnt in Blumenau, Dienstag, den 11. Januar, 8 Uhr vorm.; in Itoupava-Norte,

Montag, den 10. Januar, 11 Uhr vorm.

Anmeldungen der Konfirmanden vom 2. Januar ab jeden Vormittag im Pfarrhause.

Pfarrer Mummelthay.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 9. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Luiz Alves (Seraphim); 3 Uhr nachm.: in Belchior.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in der Telegraphenlinie.

Sonntag, den 30. Januar: Gottesdienst in Itoupava, darauf Gemeindeversammlung.

Sonntag, den 6. Februar: Gottesdienst in Itoupava-Rega, darauf Delegiertenversammlung.

Sonntag, den 20. Februar: Gottesdienst in der Telegraphenlinie.

Sonntag, den 27. Februar: Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Fidelis.

Der Konfirmandenunterricht beginnt in Itoupava, Montag, den 31. Januar, 8 Uhr vorm. Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 23. Januar: Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Badensfurt.

Sonntag, den 30. Januar: Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Itoupavazinha.

Sonntag, den 13. Februar Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Alto Rio do Testo.

Sonntag, den 20. Februar: Gottesdienst in Fortaleza.

Sonntag, den 27. Februar, nachm.: Gottesdienst in Testo Central, Schule bei Koch.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 9. Januar: Gottesdienst in Santa Maria; danach Generalversammlung der Kirchengemeinde. (Die für den 9. angesagte Schuleinweihung im Freiheitsbach wird bis zum 6. Februar verschoben.)

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Rio Luz.

Dienstag, den 18. Januar, 9 Uhr vorm.: Generalversammlung der Gemeinde Beneditto-Novo in der Kirche.

Donnerstag, den 20. Januar, 9 Uhr vorm.: Generalversammlung der Gemeinde Timbo in der Kirche.

Sonntag, den 23. Januar: Gottesdienst in Timbo.

Donnerstag, den 27. Januar, 10 Uhr vorm.: Generalversammlung der Delegierten der Pfarrgemeinde in der Kirche zu Timbo.

Sonntag, den 30. Januar: Gottesdienst in Rio Udda.

Sonntag, den 6. Februar, 10 Uhr vorm.: Einweihung der neuen Schule im Freiheitsbach.

Sonntag, den 13. Februar: Gottesdienst in Carijos; 3 Uhr nachm.: in der Obermulde.

Sonntag, den 20. Februar: Gottesdienst in Beneditto-Novo.

Sonntag, den 27. Februar: Gottesdienst in Cedro Alto.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Luz (P. Krause).

Sonntag, den 6. Februar: Gottesdienst in Serro (P. Radlach).

Sonntag, den 27. Februar: Gottesdienst in Pommerode (P. Radlach).

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 16. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 23. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 30. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 6. Februar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 13. Februar: Gottesdienst in Itajahy.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, den 9. Januar: Gottesdienst in S. Bento, anschließend: Ordentliche Generalversammlung.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Humboldt, anschließend: Ordentliche Generalversammlung.

Sonntag, den 23. Januar: Gottesdienst in São Bento und Serrastrafe.

Sonntag, den 30. Januar: Gottesdienst in S. Bento und Bechelbronn.

Sonntag, den 6. Februar: Gottesdienst in S. Bento.

Sonntag, den 13. Februar: Gottesdienst in Humboldt.

Sonntag, den 20. Februar: Gottesdienst in S. Bento und Serrastrafe.

Pfarrer Ortman.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 9. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Sonntag, den 16. Januar, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in Palhoça; 11 Uhr vorm.: Christenlehre.

Sonntag, den 23. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Donnerstag, den 27. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Palhoça.

Sonntag, den 30. Januar, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst in S. Amaro; 11 Uhr: Christenlehre.

Sonntag, den 6. Februar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Pfarrer Brunow.

Evangelische Reisepredigt Bella Mianca.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Südbarm; nachm. in Matador.

Pfarrer Radlach.

Verantwortlicher Schriftleiter Pfarrer Radlach, Badensfurt bei Blumenau.